

DER ANGEBER

Als ich schon sehr schlau war, etwa vier Jahre nach meiner Gesellenprüfung, schlenderte ein Mann den Gehsteig hinauf. Der Mann war mir sofort sympathisch; denn er hatte einen feinen Anzug an, trug einen geschwungenen Schlips und hielt seine Hände tief in den Hosentaschen.

„Na“, sagte er, während er mit der Zunge seine Zigarre in die andere Mundecke schob, „was machen Sie denn hier?“

„Ich montiere die alten gußeisernen Kandelaber ab und setze neue, stählerne Straßenlaternen hin. Eine ganze Reihe habe ich schon fertig.“

„Nette Arbeit“, sagte er, schaute die breite Geschäftsstraße zurück, wo die neuen Laternen bereits standen, und blickte die Straße hinauf, wo die alten Kandelaber noch das Regime führten... „Die alten Laternen sind mir genau so lieb. Es ist Verschwendung, nur der Form und des Aussehens wegen Laternen auszuwechseln. Licht strahlt von einer alten Lampe genau wie von einer neuen.“

Der Mann gefiel mir immer besser. Ich lehnte die schmale Leiter an den Laternenpfahl und kletterte hinauf, um den Lampenkopf abzuschrauben. Zuerst mußte ich aber die Glasglocke herausnehmen.

„Werfen Sie sie runter!“ rief er von unten. „Ich fange sie. Dann brauchen Sie die wackelige Leiter nicht zweimal zu steigen.“

Ich nahm die Glocke vorsichtig vor die Brust und hielt mich mit der andern Hand an der Leiter fest.

„Was, sind Sie bange?, mein Gott!“ sagte er unten. „Werfen Sie ruhig —!“

Ich nahm die Glocke wieder in beide Hände, lehnte mich über eine Leiterseite und zielte genau in seine Hände hinein. Er stützte schnell einen Fuß auf die unterste Sprosse, da schlug die Leiter um, als wende man ein Blatt. Ich zapfelte geistesgegenwärtig am Laternenbügel. Die schöne Glocke lag natürlich zersplittert unten neben dem Mann, der die umgefallene Leiter schnell aufrichtete, damit ich von meinem Turngerät herunter konnte.

So etwas Dummes! Jetzt konnte ich aufpassen, daß nicht noch mehr kaputtging, und schraubte den Lampenkopf vorsichtig samt Bügel ab. Er unten hielt mir jetzt freundlicherweise die Leiter fest; er stellte sich sogar auf die unterste Sprosse. Da hob ich langsam den ziemlich schweren Kopf ab,

balancierte ihn vor mein Gesicht, während ich den Bauch an die Leiter drückte.

„Geben Sie mir den Lampenkopf“, bat er und kam die Leiter höher. „Dann können Sie schon weiterarbeiten.“

Ich tat ihm den Gefallen. Er nahm den Lampenkopf in Empfang. „Sehen Sie“, sagte er, „das klappt, als hätten wir beide unser ganzes Leben lang zusammen gearbeitet.“ Dann schleuderte er den Lampenkopf im Bogen neben meine Werkzeugkarre auf den Gehsteig, wo die ganze Kombination, Haube, Deckel, Bügel und Rahmen, zusammengestaucht liegenblieb.

„Mann, Mann!“ schrie ich erbost, „der Laternenkopf wird doch wieder verwendet!“

„So — das hätten Sie früher sagen sollen —!“

Etwas wütend kletterte ich von der Leiter, legte mit Hacke und Schippe den Fuß des Laternenpfahls frei und setzte die Zange an, um die Gaszuleitung auseinanderzuschrauben. Das Rohr saß ordentlich fest, und ich warf mich mit dem ganzen Gewicht auf die Zange. Er sah eine Weile meinen Bemühungen zu und sagte:

„Treten Sie einmal an die Seite, ich stemme von oben einen Fuß gegen die Zangenschenkel, dann geht es —!“

Ich sah ein, so konnte es gehen, und trat an die Seite. Er stellte einen Fuß auf die Zangenschenkel und drückte mit dicker werdenden Backen die Knie durch. Nach Überwindung eines kurzen Widerstandes ging es ganz leicht, man hat ja auch kolossale Kraft im Bein. Sein Fuß berührte schon fast die Grabensohle, da nahm er ihn fort... „Sehen Sie?“ sagte er. „Stecken Sie nun die Zange wieder höher, damit ich noch...“

Höher? Ich bekam die Zange überhaupt nicht mehr vom Rohr los! Die Schenkel hatten sich so verbogen, daß man sie nur einem Metzger noch als Fleischerhaken verkaufen konnte.

„Na“, sagte er, „das ist aber auch schon so ein Zängelchen! Haben Sie keine schwerere Zange?“

Ich hatte eine viel schwerere Zange in der Kiste, aber diese machte sich gegen das dünne Rohr aus wie ein Straßenbesen neben einer Zahnbürste. Er nahm sie mir aus der Hand, hüpfte selbst in den Graben und legte die Zangenklauen um das Rohr. „Stellen Sie die Zange aber etwas enger“, mahnte ich.



Wir kennen aus der Vergangenheit zahlreiche Abbildungen von Staatsoberhäuptern — Imperatoren aus der Antike, aus der Zeit des Absolutismus vom Sonnenkönig Ludwig XIV. zu Napoleon bis zu den Diktatoren des 20. Jahrhunderts. Oft treten uns Eitelkeit und Pose und eine repräsentative Atmosphäre entgegen. Der Mensch tritt hinter seinem Beruf, hinter den ihm verliehenen oder ererbten Ämtern zurück. Was bei Oskar Kokoschka's jüngstem Porträt so bezwingend ist, was das Bildnis des Bundespräsidenten Prof. Heuss uns so nahebringt, ist jene ungekünstelte Natürlichkeit. Keine offizielle Maske eines herrschsüchtigen Demagogen, sondern der gütige Ausdruck eines geistvollen Kopfes. Ein Gelehrter, der eine große Strecke seines Lebens geistig arbeitend, zurückgelegt hat. Hastig, frisch im Ton zurückhaltend sind die Farben auf der Leinwand gestrichen, entfernt an die Auffassung der Impressionisten erinnernd, etwa an Lovis Corinth, der ja einst auch einen Staatspräsidenten Friedrich Ebert, in so ungezwungener Weise gemalt hat.

Früher hießen die Kunstmäzene Kirche und Staat, Könige und Kirchenfürsten. Die Schwerpunkte haben sich inzwischen verlagert; Handel und Industrie sind zu gewichtigen Förderern der Künste geworden. So ist der Auftrag auch zu diesem Porträt von einer Firma (Otto Wolf, Köln) ver-

„Ach“, verscheuchte er meine Bedenken, „lassen Sie mal, die packt schon —!“ Er lutschte zweimal an seiner Zigarre und drückte die Arme feste herunter. Jetzt drehte sich das Rohr ganz leicht... „Nur richtiges Werkzeug“, sagte er, „dann geht alles! Wie lange haben Sie eigentlich Ihre Lehre schon aus?“

Er riß die Zange rückwärts vom Rohr ab. „Mann, Mann! Habe ich nicht geraten, die Zange enger zu stellen? Die Zangenklauen haben jetzt nur das Rohr plattgedrückt! Das Rohr ist kaputt, nun kann ich ein neues einziehen!“

Das sah er nun auch, aber er machte mir Hoffnung. „Vielleicht, wenn Sie die Erde ein klein wenig weiter frei machen, finden Sie bald eine Verbindungsmuffe.“

„Dann muß ich aber immer noch ein neues Rohr einbauen! Das war doch gar nicht nötig!“

„Sie tun gerade, als trage ich die Schuld, daß das Rohr so fest aneinandergerostet ist —!“ sagte er.

Ich ließ ihn reden. Da das Rohr einmal kaputt war, wackelte ich an dem Laternenpfahl. Sein breiter Fuß war schon locker; ich ließ den Pfahl nun zum Bürgersteig hin herunterkommen, faßte mit den Händen nach, klemmte eine Schulter darunter und ließ ihn von dort in die Ellbogen gleiten. Der Mann sprang wieder hilfsbereit herbei, doch durfte der Kandelaber nicht sofort niedergelegt werden. Statt dessen mußte man ihn jetzt in dieser schrägen Lage ziehen,

DAS KLEINE LEXIKON

Der „Duden“, der heute in sämtlichen Schulen, Amtsstuben und Büros des deutschen Sprachgebietes in allen Zweifelsfällen der Rechtschreibung als „Born der letzten Weisheit“ herangezogen wird, war zunächst das Produkt der Reformbestrebungen seines Verfassers. Der 1829 geborene Gymnasialdirektor Konrad Duden hatte während seines jahrzehntelangen Schuldienstes in Soest, Hersfeld und Schleiz die schwerwiegenden Nachteile erfahren, die sich daraus ergaben, daß in den verschiedenen deutschen Ländern keine einheitliche Orthographie bestand. Schon Jacob Grimm wettegte gegen diesen „heillosen orthographischen Wirrwarr“, den der berühmte Sprachforscher und Märchensammler als „barbarisch“ und „schimpflich“ bezeichnete.

Konrad Duden vertrat zunächst eine radikale vereinfachte, rein phonetische Schreibweise: „Schreibe, wie du sprichst!“ So forderte Duden: Die Hauptwörter sollten klein geschrieben werden, das „th“, das Dehnungs-h und -e sollten wegfallen, und die S-Laute sollten vereinfacht werden. Er rechnete aus, daß zum Beispiel das „Berliner Tageblatt“ durch eine derart rationalisierte Orthographie 1,6 Million Druckbogen im Jahr einsparen könnte und beim Hand- und Maschinensatz eine Leistungssteigerung um 20 v. H. möglich wäre. Der revolutionäre Sprachwissenschaftler geriet jedoch in Konflikt mit Bismarck, der Duden's

Vorschläge in einem geharnischten Erlaß an die preußischen Kanzleien unter Androhung „nötigenfalls steigender Ordnungsstrafen“ verbot.

Im Jahre 1880 — also vor genau 70 Jahren — erschien der erste „Duden“ als „Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“, in dem einer gemäßigten Reform der Weg bereitet wurde. Er war in den Schulen zugelassen, aber im amtlichen Schriftverkehr ruhte auf ihm noch 21 Jahre lang Bismarcks Bann. Erst 1901 gelang es, eine Einigung auf dem Gebiete der Rechtschreibung zwischen den Bundesländern des Kaiserreiches zu erzielen. Ein Jahr später wurde Duden von den Buchdruckern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz aufgefordert, ein einheitliches Wörterbuch zu schaffen, den sogenannten „Buchdrucker-Duden“, bei dessen Fertigstellung die amtlichen Regeln Preußens, Bayerns und Österreichs, aber auch die der Schweiz für den Verfasser grundlegend waren. Im Jahre 1911 legte der „Große Orthographische Kongreß“ allgemeine Regeln für die deutsche Rechtschreibung fest, die ihren Niederschlag im ersten „Großen Duden“ fanden. Seit dieser Zeit ist dieses Werk das zuverlässigste und verbindliche Auskunftsmittel in allen Fällen, in denen die deutsche Sprache nicht nur Abc-Schützen und Sekretärinnen, sondern ebenso auch namhaften Schriftstellern orthographische Fallstricke legt.

Der „Duden“ wurde in der Folgezeit durch die Ergebnisse weiterer Kongresse ständig verbessert und im Einklang mit der Entwicklung des Sprachgefühls auf dem laufenden gehalten. In seiner 13. Auflage erschien dieses wichtige Werk erstmalig nach dem Kriege wieder im vergangenen Jahr.

geben und finanziert und das Gemälde dem berühmten Wallraf-Richartz-Museum der Stadt Köln geschenkt worden.

Kokoschkas Werke lassen sich nicht ohne weiteres in eine kunstgeschichtliche Entwicklung einordnen. Wer vermutet, daß das stark expressive, in den Farben so intensive Bild „Dresdner Neustadt“ nahezu dreißig Jahre vor dem Heuss-Porträt entstanden ist? Der Impressionismus entdeckt das Licht und die Farben für die Malerei, der Expressionismus übersteigert die neugewonnenen Farben der Natur, vereinfacht die Formen oft zu Flächen, um das, was er in seinen Gemälden sagen will, noch eindringlicher, konzentrierter auszudrücken. Dies Landschaftsbild zeigt die Freude, den Optimismus eines neuen Stadtteiles, jener Stadt, die damals, als Kokoschka sie gemalt hat, noch nicht weiß, daß sie im zweiten Weltkrieg durch die Bomben so maßlos leiden wird.

Krieg und das zwölfjährige Regime haben auch Kokoschka viel Leid zugefügt. In Osterreich 1886 geboren und in Wien künstlerisch ausgebildet, wird er an die Dresdner Kunstakademie als Professor berufen. Von hier geht er nach Prag, ebenfalls als Akademieprofessor, schließlich verläßt er den Kontinent ganz und wählt London zu seiner neuen, dauerhaften Heimat. Auch hier setzt er sich stets für ein Menschentum ein: sein innerstes Anliegen als Maler und Graphiker, als Dichter, als Mensch.

Fotos: Walter Dick



damit das Steigerrohr sich innen herauswürgte.

„Das kann ich allein“, sagte ich, „die andern habe ich auch alle allein umgelegt —!“

„Wenn Sie es doch leichter haben können, dann sagen Sie doch nicht nein! Ich will Ihnen nur helfen —!“

Nun ja, weil er das dünne Kopfbende jetzt schon einmal gepackt hielt, konnte ich mehr unten nachgreifen. Ich zeigte rasch neben den Dreckhügel. „Da setzen wir ihn ab“, sagte ich und ließ den schweren Eisenfuß langsam auf die Erde niedertippen.

Da öffnete er ebenfalls seine Hände, das dünne Halsende des gußeisernen Kandelabers prallte hart auf den Bordstein und brach entzwei.

„Mann, Mann, Mann! Sie machen mir ja alles kaputt!“

„Wieso? Ich meine, das wäre Schrott —?“

„Von wegen Schrott! Die Laternen werden in anderen Straßen wieder verwendet, nur hier, in die Hauptstraßen, kommen neue Lampen hin —!“

„Das ist ja allerhand!“ entrüstete er sich und stützte empört die Fäuste in die Hüften...

„So? Was in den Hauptstraßen nicht mehr gut genug ist, soll uns in den Nebenstraßen genügen —!?“

„Das sind ja Ihre Sachen nicht! Jetzt packen Sie keine Hand mehr an!“

Er steckte seinen nassen Stummel in eine Zigarrenspitze, versenkte die Hände in seine Taschen, machte Anstalten zu gehen und sagte, gekränkt und verbittert: „Jawohl, — Undank ist der Welt Lohn —!“

WARUM IST DIE

Banane

KRUMM?

Meine Tochter stellte diese Frage damals, als sie zu uns kamen, die Bananen. Kinder pflegen derartige Fragen zu stellen, die uns Erwachsene in Verlegenheit bringen. Ich vertagte die Antwort und erkundigte mich bei einem Naturwissenschaftler und erfuhr dabei mehr, als ich erwartet hatte. Nicht nur meiner Tochter war das Krummsein der Banane aufgefallen, nein, auch der Besitzer einer Bananenplantage in Brasilien hatte sich mit dieser Frage beschäftigt. Er setzte vor einiger Zeit einen Preis von zehntausend Dollar aus für denjenigen, dem es gelingen würde, eine gerade Banane zu züchten.

Zehntausend Dollar sind viel Geld und lieben viele Obstzüchter nicht ruhen. Aber es gelang ihnen kein Exemplar, das gerade wachsen wollte, dieser Erfolg blieb allein einem Außenseiter vorenthalten. Nach einem halben Jahr traf er persönlich bei dem Plantagenbesitzer ein. Und die Banane, die er vorzuweisen hatte, war gerade wie ein Lineal. Die Begeisterung war groß. Der Plantagenbesitzer bat den „Erfinder“ um das Verfahren seines Züchtungserfolges. Der Außenseiter lächelte. Es sei ganz einfach gewesen. Er hätte diese Banane lediglich gezwungen, in eine Glasröhre hineinzuwachsen.

Die Begeisterung des Plantagenbesitzers erlosch. Seine Reklameidee, mit einer geraden Banane den Weltmarkt zu erobern, verflog. Und er weigerte sich, dem „Erfinder“ den Preis von zehntausend Dollar zu zahlen, mit

der Begründung, daß hier keine echte Züchtung vorläge, sondern nur ein Produkt, das durch mechanisches Hineinzwängen in eine Form entstanden sei. Und es sei lächerlich, allen Bananen seiner Plantage Glasröhren zu verpassen, um dasselbe Ziel zu erreichen. Der Erfinder der geraden Banane klagte. Ein paar Naturwissenschaftler wurden zu Rate gezogen und sagten aus, daß sich zweifellos durch eine mechanische Beeinflussung die seltsamsten Kuriositäten in der Natur erreichen ließen, von der viereckigen Tomate bis zur kugelrunden Birne. Aber keiner echten Züchtung würde es je gelingen, der Banane das krumme Wachsen abzugewöhnen. Der Plantagenbesitzer habe jedoch eine echte Züchtung erwarten dürfen, und das Gericht versagte aus diesem Grunde dem „Erfinder“ den Preis.

Und warum ist die Banane krumm? Auch das ist einfach geklärt. So, wie wir uns selber nach Sonne und Licht sehnen, tut dies auch die Banane. Sie hat zwar nicht die Bewegungsfreiheit wie wir, die Natur läßt sie in Büscheln aufwachsen, eng an den Fruchtstamm geschmiegt. Und somit hat die Innenseite jeder Frucht nur wenig Gelegenheit, Sonne zu schlucken. Diese bleibt der Außenseite vorbehalten, sie wächst und reift daher schneller. In einem Satz gesagt: Die Banane krümmt sich der Sonne entgegen und wärmt sich den Buckel mit dem stetig „wachsenden“ Behagen.

Meiner achtjährigen Tochter leuchtete diese Erklärung ein, und als am nächsten Tage der Großpapa, gebeugt von der Last seiner Jahre, zu Besuch kam, da rief sie ihm fröhlich zu: „Opa, du hast auch mit dem Rücken zu viel in der Sonne gesessen!“ — was durchaus nicht der Fall war, aber Opa war weise und nahm den Vergleich mit der Banane nicht krumm.

Georg Büsing



Foto: Ernst Baumann-Bavaria

*Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.*

*Es blüht das fernste, tiefste Tal;
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.*

Uhland